

## Zuschreibungen

### *Südländerinnen als unzivilisierte, körperlich Verschiedene*

Ab Mitte der sechziger Jahre wurden Migrantinnen im Bereich der Medizin zum Gegenstand von Studien und Untersuchungen.<sup>1</sup> In den hierzu vorliegenden Schriften aus dem gynäkologischen Bereich ging es darum, für den Geburtsvorgang relevantes Anderssein von Migrantinnen im Vergleich zu deutschen Frauen beschreiben zu wollen, um bei der Geburtsvorsorge und beim Geburtsvorgang angemessen auf diese angenommenen Verschiedenheiten reagieren zu können. Auslöser dieser Forschungen war die Annahme, daß durch die zunehmende Zahl gebärender Migrantinnen vermehrt Komplikationen während des Geburtsvorgangs auftreten könnten. Es bestand die Sorge, daß ein verspätetes Reagieren auf diese Veränderungen die Bundesrepublik im internationalen Vergleich zu negativen Geburtsstatistiken führen könnte.<sup>2</sup>

Dieser medizinische Diskurs basierte ebenfalls auf der Vorannahme eines Andersseins der eingereisten »Südländerinnen«, das sich jedoch für die Gynäkologen – anders als in den Schriften der ausländischen Sozialberater – nicht aus der spezifischen Organisation der Geschlechterbeziehungen und den sich für die Frauen daraus ergebenden verinnerlichten Aufgabenbestimmungen ergab. Die Mediziner interessierte die Frage nach einer *essentiellen Verschiedenheit von Frauen* unterschiedlicher »Rassen«, die diese an den Herkunftsregionen der nach Deutschland migrierten Frauen festmachten. Untersucht wurde in großem Umfang, ob Migrantinnen *körperliche Unterschiede im Vergleich zu deutschen Frauen* aufweisen. Die hierzu vorliegenden Studien<sup>3</sup> basieren überwiegend auf Messungen von Beckenanomalien,<sup>4</sup> sowie auf Beobachtungen beim Geburtsvorgang. So verglich Saurwein<sup>5</sup> die Ursachen von Schnittentbindungen bei deutschen und bei ausländischen Frauen. Nach seinen Untersuchungen waren von 7.465 Geburten bei deutschen Frauen 308 (4,1%) und bei 297 Entbindungen von Ausländerinnen 26 (8,0%)<sup>6</sup> Schnittentbindungen notwendig. Bei der Suche nach den Gründen für diese Schnittentbindungen stellte er bei 19% der 308 deutschen Frauen und bei 58% der 26 Ausländerinnen eine Beckenanomalie fest, was er in bezug

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu ausführlich Huth-Hildebrandt 1999d.

<sup>2</sup> Huth-Hildebrandt 1999d:2.

<sup>3</sup> Ich habe mich in meiner Analyse auf die Darstellungen in den medizinischen Fachzeitschriften beschränkt, da dort auch die angegebenen Studien und Dissertationen zusammenfassend dargestellt wurden.

<sup>4</sup> Ein für den Geburtsvorgang zu kleines Becken.

<sup>5</sup> Saurwein 1969.

<sup>6</sup> Nach meiner Berechnung sind dies 8,8 Prozent.

auf die Ausländerinnen als einen »*gewaltigen Unterschied*« ansah. Rechnet man seine Prozentzahlen jedoch in konkrete Personenzahlen um, so kommt man bei den 308 deutschen Frauen auf 58,5 und bei den 58% der untersuchten Ausländerinnen auf 15 Frauen mit einer Beckenanomalie. Bei diesen 15 nichtdeutschen Frauen betrug das untersuchte Becken »*achtmal unter 10,5 cm und einmal 6,5 cm und auch der Rest* (6 von den 15 Frauen, CHH) [*war nie größer als 11 cm* (normal ist 11,4 cm, CHH)]<sup>7</sup>.

Beck, Brandner und Wittlinger<sup>8</sup> bestätigten diese These einer vorfindlichen Beckenanomalie bei Migrantinnen zwei Jahre später. Zwar erkannten sie in ihrer Studie über Frühgeburtenhäufigkeit, perinatale Mortalität, sowie der Häufigkeit von Falschlagen und Mehrlingsschwangerschaften statistisch erst einmal keinen Unterschied zwischen Ausländerinnen und deutschen Frauen. Auch hinsichtlich Müttersterblichkeit, Wendungen und Extraktionen sowie Embryotomien gab es für sie keine statistisch signifikante Verschiedenheit festzustellen. Selbst die untersuchte Kaiserschnittquote ergab keine signifikanten Unterschiede. Jedoch fielen ihnen die Spanierinnen auf, da von diesen von ihnen untersuchten 99 Personen 12 Frauen mit Kaiserschnitt entbunden hatten. Das waren 12,1% im Vergleich zu 5,16% bei den deutschen Frauen (376 von 7.292 Personen) und 6,28% bei den Ausländerinnen insgesamt (39 von 621 Personen). Dies erschien den Autoren signifikant erhöht. Sie verglichen daraufhin ihre erhobenen Entbindungszahlen noch mit denen an sechs weiteren europäischen Kliniken und glaubten die These von Saurwein – nämlich die einer vorfindlichen Beckenanomalie bei Ausländerinnen – als bestätigt ansehen zu können und zogen das Fazit: bei Südeuropäerinnen – insbesondere bei Spanierinnen – sei mit einem erhöhten Anteil verengter Becken zu rechnen.

Im Jahr 1975 behaupteten dann Schliemann und Schliemann<sup>9</sup> gleich in zwei medizinischen Zeitschriften, daß bei einem Verhältnis von 5,3% zu 3,4% die Sektiofrequenz »*statistisch gesichert [...] bei den Gastarbeiterinnen der iberischen Halbinsel*« überwiege, wobei die Indikation »*Mißverhältnis*« und speziell das »*allgemein verengte Becken*« bei den »*Gebärenden im westlichen Mittelmeerraum signifikant häufiger als bei den deutschen Frauen*«<sup>10</sup> erscheine. Des weiteren vermerkten sie, wenn »*man die Sektiofrequenz einzelner Ausländerinnengruppen mit dem deutschen Kollektiv*« vergleichen würde, es auffiele, »*daß bei den Portugiesinnen so wie bei der Zusammenfassung Portugiesinnen plus Spanierinnen – also der Bevölkerung der iberi-*

---

<sup>7</sup> Saurwein 1969:731.

<sup>8</sup> Beck u. a. 1971.

<sup>9</sup> Schliemann u. Schliemann 1975.

<sup>10</sup> Schliemann u. Schliemann 1975:210.

*schen Halbinsel – häufiger der Kaiserschnitt durchgeführt werden mußte, als jeweils bei den Deutschen*«. <sup>11</sup>

Von 1967 bis 1974 untersuchte dann Berg <sup>12</sup> insgesamt 20.448 Entbindungen, von denen 1.092 »gebärende Gastarbeiterfrauen« waren. Er stellte jedoch »entgegen den Erwartungen« keine Besonderheiten fest, so daß nach seinen Untersuchungen »der Anstieg der Gastarbeitergeburten keine negative Belastung der Geburtenstatistik« bedingte. <sup>13</sup> Auch Höfling <sup>14</sup> gab ein Jahr später an, in dem von ihm untersuchten Zeitraum zwischen den Gastarbeiterinnen und den deutschen Patientinnen keine Unterschiede bemerkt zu haben. Dennoch stellten Scholtes und Schultze-Naumburg <sup>15</sup> ein Jahr später erneut die Frage, ob die »Ausländerinnengeburt« nicht doch eine Risikogeburt sei. Auch sie konnten aufgrund ihrer Untersuchungen keine Unterschiede bemerken, sondern fanden sogar heraus, daß »die Zahl der operativ entbundenen Kinder [...] überraschenderweise bei den Ausländerinnen niedriger als bei den Deutschen« lag. <sup>16</sup>

Es soll hier nicht in Abrede gestellt werden, daß es im gynäkologischen Bereich von Wichtigkeit ist, bei schwangeren Frauen die Größe des Beckens zu messen, um den Geburtsverlauf eher einschätzen zu können. Aufgrund der vorliegenden Texte entsteht jedoch der Eindruck, als wurde aus minimalen Unterschieden ein großer kategorialer Unterschied konstruiert, der in der Folge in eine Theorie einmündete, wobei nicht mehr reflektiert wurde, auf welche minimale, fragwürdige Basis er sich überhaupt stützte. Darüber hinaus wurde in den vorliegenden Studien nicht nur gemessen, sondern es wurden auch Vergleiche angestellt. In Kenntnis der Tradition von Messungen an und Vergleichen von Körpern im biologistisch-rassistischen Diskurs <sup>17</sup> im Zusammenhang mit den Klassifizierungssystemen der modernen Naturwissenschaft, in der dem Becken bzw. dem »Gesäß« eine besondere klassifikatorische Rolle in der Beschreibung von Frauen – im Gegensatz zum Schädel bei den Männern – zugeschrieben wurde, verwundern einige Parallelen bei der Vorannahme, daß das Becken der »südländischen Frauen« im Vergleich zu den deutschen Frauen anders »gebaut« sein könnte. Die Studien der Gynäkologen erwecken den Anschein, als bewegten sich die Autoren noch immer in der Tradition des im medizinischen Bereiches besonders im 19. Jahr-

---

<sup>11</sup> Schliemann u. Schliemann 1975:212.

<sup>12</sup> Berg 1975.

<sup>13</sup> Berg 1975:45.

<sup>14</sup> Höfling 1975.

<sup>15</sup> Scholtes u. Schultze-Naumburg 1976.

<sup>16</sup> Scholtes u. Schultze-Naumburg 1976:64.

<sup>17</sup> Vgl. hierzu Gilman 1992; Braun 1992; Schiebinger 1993; Gilman 1995 Tischleder 1995.

hundert weit verbreiteten biologistischen Determinismus<sup>18</sup>, der die Sicht auf bestimmte ethnisch und sozial untergeordnete Gruppen, so zum Beispiel fremde Frauen und/oder Prostituierte,<sup>19</sup> aber auch Angehörige von Migrations-Gemeinschaften<sup>20</sup> bestimmt hatte. Obwohl die biologistisch-konstitutionalistische Hypothese immer wieder entkräftet und ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen wurde<sup>21</sup>, dauerte es insgesamt ein ganzes Jahrzehnt, um diese Auseinandersetzung zu beenden.

Die Autoren in den hier untersuchten Studien beließen es nicht bei dem Versuch einer Auf- beziehungsweise Entdeckung körperlicher Verschiedenheiten der Frauen durch den Vergleich, sondern sie stellten zwischen dem angenommenen Unterschied der Beckengröße und dem kulturellen Background der untersuchten Frauen einen Zusammenhang her. Dabei wurde eine andere »Mentalität« von »Südländerinnen« konstatiert, welche wiederum eine »andere Reaktionsfähigkeit« zur Folge habe und dann während der Geburt zu einer »ungewollten Aggravierung«<sup>22</sup> führen könne. Als Ursache für eine erschwerte Geburtsleitung seien daher nicht mangelnde Verständigungsschwierigkeiten anzusehen,<sup>23</sup> sondern »mangelnde Disziplin, die ein Großteil der Südeuropäerinnen« zeigten, so die Autoren Rimbach und Saurwein.<sup>24</sup> Auch Beck, Brandner und Wittlinger<sup>25</sup> äußerten sich zu kultureller Differenz. Sie wiesen auf die »psychologischen, sozialen, religiösen sowie rassistisch-geographischen Besonderheiten dieser Menschen« hin, in der Annahme, daß die vorhandenen Probleme bei der Entbindung von Migrantinnen auf diese selbst zurückführen seien: »Die Frauen sind zum großen Teil einem tiefverwurzelten Aberglauben verhaftet und stehen den technischen Apparaturen moderner Kreißsäle mißtrauisch und ängstlich gegenüber. Der Verlust der Geborgenheit in der heimatlichen Sippe und ein Gefühl der Vereinsamung in der Fremde potenzieren Angst und Verkrampfung«, so die Autoren. Aus dieser »andersartigen Mentalität und Affektivität der Südeuropäerin« resultiere oft eine »scheinbar hemmungslose Disziplinlosigkeit sowie ein unkooper-

---

<sup>18</sup> Castelnuovo 1990:300.

<sup>19</sup> Vgl. Gilman 1992.

<sup>20</sup> Vgl. Castelnuovo u. Risso 1986.

<sup>21</sup> Rimbach 1967; Beck u. a. 1971, Berg 1975; Scholtes u. Schultze-Naumburg 1976.

<sup>22</sup> Rimbach 1967:295.

<sup>23</sup> Rimbach 1967.

<sup>24</sup> Saurwein 1969:729. Obwohl verschiedentlich in Studien Gegenteiliges behauptet wird, nämlich daß die Frauen ihren Schmerz zurückhalten, wenn sich andere Menschen, besonders Verwandte in ihrer Umgebung aufhalten, wird obige Einstellung immer wieder verallgemeinernd weitergegeben. Vgl. hierzu Cornelisen 1978 :121/2.

<sup>25</sup> Beck u. a. 1971.

*ratives und unkoordiniertes Verhalten*«<sup>26</sup>. Die Folge seien protahierte Geburtsverläufe und drohende kindliche und mütterliche Gefahrenzustände, die eine erhöhte operative Geburtsbeendigung zur Folge hätten.

Hohlweg-Majert<sup>27</sup> griff in seinem Artikel über die gynäkologische und geburtshilfliche Betreuung von Gastarbeiterinnen 1974 das bisher Gesagte noch einmal auf, indem er von Wittlinger, Beck und Brandner übernahm, daß »neben Sprachschwierigkeiten [...] psychologische, soziale, religiöse sowie rassisch-biographisch bedingte Besonderheiten dieser Menschen diagnostische und therapeutische Probleme«<sup>28</sup> aufwerfen würden. Und er folgerte, daß »bei diesen Menschen, die aus dem Schutz der Großfamilie herausgelöst und gleichzeitig in der Industriegesellschaft isoliert [wurden], leicht das sogenannte Entwurzelungssyndrom [entstehe]. Die Folge [sei], daß südeuropäische Gastarbeiter in verstärktem Maße zu Ulzerationen von Magen und Zwölffingerdarm neigen [würden]. Psychosomatische Störungen, wie Aggression und Depression, bis zum Suizid [kämen daher] häufig vor.«<sup>29</sup> Die Migrantinnen könnten sich daher nur »besonders schwer [...] an die neuen Lebens- und Umweltbedingungen anpassen«<sup>30</sup>, da diese »aus einer archaisch-magischen Vorstellungswelt kommenden Südeuropäerinnen [...] ohne Verständnis für die technisch-rationalisierte Welt des Mitteleuropäers«<sup>31</sup> seien. Und er beendete seinen Text wiederum mit Wittlinger, Beck und Brandner, indem er von ihnen übernahm, daß »mit der andersartigen Mentalität und Affektivität der Südländerinnen [...] auch die oft scheinbare, hemmungslose Disziplinlosigkeit sowie unkooperatives und unkoordiniertes Verhalten zu erklären« sei<sup>32</sup>.

Burckhardt-Tamm und Pfund<sup>33</sup> war es wichtig, »um sich ein Urteil über die Einstellung dieser hilfesuschenden Frauen zu machen, [...] sie nach ihren Heimatländern zu unterscheiden«<sup>34</sup>, da sich ihrer Ansicht nach die »Mentalität zum Beispiel von Frauen aus Italien und Spanien [...] deutlich von der aus Jugoslawien oder der Türkei«<sup>35</sup> unterschied. Die berufliche Tätigkeit der Ehefrauen von Gastarbeitern sowie deren andauernde Stress-Situation durch die Doppelbelastung von Berufs- und Hausfrauenarbeit führten ihrer Ansicht nach häufiger »zu psychovegetativen Störungen, besonders in Form eines

---

<sup>26</sup> Beck u. a. 1971:1182.

<sup>27</sup> Hohlweg-Majert 1974.

<sup>28</sup> Hohlweg-Majert 1974:780.

<sup>29</sup> Hohlweg-Majert 1974:780.

<sup>30</sup> Hohlweg-Majert 1974:780.

<sup>31</sup> Hohlweg-Majert 1974:781.

<sup>32</sup> Hohlweg-Majert 1974:781.

<sup>33</sup> Burckhardt-Tamm u. Pfund 1975.

<sup>34</sup> Burckhardt-Tamm u. Pfund 1975:578.

<sup>35</sup> Burckhardt-Tamm u. Pfund 1975:578.

*hyperästhetisch-asthenischen Syndroms und schließlich auch zu einer Erschöpfungsdepression*«. Sehr auffällig fanden die Autoren in diesem Zusammenhang »die große Zahl der vorzeitig gealterten Frauen, auch abgesehen davon, daß viele Südländerinnen überhaupt früher altern«<sup>36</sup> würden. »Auch die Probleme, die durch die Entwurzelung, Sprachschwierigkeiten, Trennung von der weiteren Familie, fremde Mentalität und Heimweh« entstünden, seien »sehr schwerwiegende Faktoren, die die Tragfähigkeit der Frauen beeinträchtigen« würden. Daher litten diese sehr oft auch an »Depressionen und hypochondrischen Entwicklungen sowie an psychosomatischen Erkrankungen, die schwer zu beheben« seien, die sich aber »bei der Rückkehr in die Heimat, auch schon bei längerem Ferientaufenthalt zu Hause, [...] rasch bessern«<sup>37</sup> würden.

Hohlweg-Majert wiederholten im Jahr 1977 zusammen mit Sievers und Wittlinger<sup>38</sup> noch einmal wörtlich ihre schon 1971 vertretenen Vorstellungen, daß »neben Sprachschwierigkeiten [...] psychologische, soziale, rassische sowie religiöse Besonderheiten dieser Menschen zahlreiche diagnostische und therapeutische Probleme« aufwerfen würden, wobei sie – da in den Kliniken inzwischen zahlreicher vertreten – nun auch die Frauen aus der Türkei in ihre Argumentation mit einbezogen: »Die Gewohnheiten der Südeuropäer und mehr noch der Türken weichen von den unseren hinsichtlich Ernährung, Körperpflege, Wohn- und Sexualverhalten erheblich ab. Diese Menschen entstammen einer archaisch-magischen Vorstellungswelt, sie wurden dem Schutz der heimischen Großfamilie entrissen und fühlen sich in unserer technisch-rationalisierten Industriegesellschaft hilflos und isoliert«<sup>39</sup>, so informierten die Autoren ihre Fachkolleginnen und -kollegen in der Zeitschrift *Medizinische Klinik*.

Die Auseinandersetzung um die Verschiedenheit zwischen deutschen Frauen und den Migrantinnen wurde Ende der siebziger Jahre im medizinischen Diskurs dann mit der Einschätzung abgeschlossen, daß nicht restlos geklärt werden könne, »inwieweit unterschiedliche rassische und körperbauliche Merkmale, [und] die von der mitteleuropäischen grundverschiedene Mentalität der Gastarbeiterfrauen [...] bei diesen eine höhere Frequenz operativer Entbindungen, eine höhere Frühgeburtenrate und eine höhere perinatale

---

<sup>36</sup> Burckhardt-Tamm u. Pfund 1975:578.

<sup>37</sup> Auch zu den Ehemännern äußern sie sich in diesem Zusammenhang: »Es ist darauf hinzuweisen, daß auch die Männer (die allerdings meist nicht die Doppelbelastung durch Haushalt und Berufstätigkeit zu bewältigen haben) unter jenen Problemen leiden und sogar noch weniger belastbar sind, so daß sie ihren Frauen zu wenig Hilfe bieten können«; dies.:578.

<sup>38</sup> Hohlweg-Majert u. a. 1977.

<sup>39</sup> Hohlweg-Majert u. a. 1977:33.

*Letalität zur Folge habe*<sup>40</sup>. Die beschriebenen Unterschiede der Beckengröße von deutschen Frauen und Südländerinnen wurden nun auf eine »*teilweise geringere zivilisatorische Stufe*« der untersuchten Migrantinnen zurückgeführt, so wie sie »*bei uns vor 50 Jahren bestand[en]*«<sup>41</sup> habe. Dieser »*Zivilisationsrückstand*« wurde erst einmal nur den Bewohnern Süditaliens zugeschrieben, in der Folge dann auf den gesamten europäischen Mittelmeerraum ausgedehnt und besonders auf die iberische Halbinsel bezogen. In späteren Texten bezog man dann auch die Angehörigen des Lebensraumes Türkei mit ein, so daß sich in der zeitlichen Abfolge der Texte die Veränderungen der Migrationsströme in die Bundesrepublik, mit den sich ebenfalls verändernden Nationalitätszugehörigkeiten spiegeln. Diese Vorstellung eines zivilisatorischen Stufenmodells gab für die Untersuchenden wiederum die Legitimation ab, erneut nachzuprüfen, ob nicht doch körperliche Verschiedenheiten existierten, nämlich solche, die bei den nordeuropäischen Frauen zu einer Zeit auffindbar gewesen seien, als diese sich ebenfalls noch auf einer »*geringeren zivilisatorischen Stufe*« befunden hätten. Somit wurde eine Brücke von der biologistisch-rassistischen hin zu einer kulturalistisch-rassistischen Argumentation geschlagen, wobei in der Folge das biologistische Denken nicht einfach abgelöst, sondern beide Denkweisen miteinander verknüpft wurden.

Hier zeigt sich sehr deutlich, wie der frühe Blick auf Frauenmigration aus der Perspektive der Aufnahmegesellschaft auf einen spezifischen Ausschnitt im Frauenleben von Migrantinnen – die Schwangerschaft in der Fremde – ausgerichtet und beschränkt blieb. Dabei wurden nicht die möglichen Auswirkungen von Fremdheitserfahrungen durch die Migrationssituation auf den Schwangerschaftsprozess und den Geburtsvorgang zum Ausgangspunkt der Analyse gewählt, sondern anhand der durchgeführten Beckenmessungen entstand Fremdheit als ein Konstrukt, das als biologisches Anderssein im Vergleich zum Eigenen gesetzt und mit kulturalistischen Annahmen aufgefüllt wurde.

### *Frauen als Erwerbstätige*

Mitte der siebziger Jahre entstanden dann in der Bundesrepublik erste Studien, die sich explizit mit der Migrationssituation von Frauen auseinandersetzten. Nach Taravella<sup>42</sup> entwickelte sich zu dieser Zeit in allen westeuropäischen Industrienationen ein Interesse an diesem Thema. Er begründete diese Hinwendung mit der gestiegenen Anzahl emigrierter Familien und einer zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frauen, sowie mit einem deutlich femini-

---

<sup>40</sup> Hohlweg-Majert u. a. 1977:36.

<sup>41</sup> Saurwein 1969:732.

<sup>42</sup> Taravella 1984.

sierten Erscheinungsbild der Migration durch die Anwesenheit von muslimischen Frauen. Dies mag auf den ersten Blick auch für der Bundesrepublik stimmig erscheinen, da Mitte der siebziger Jahre über 40 Prozent der anwesenden Migrantinnen erwerbstätig waren, und die Arbeitnehmerinnen aus der Türkei dabei die größte Gruppe bildeten. Auffällig für die Bundesrepublik ist jedoch, daß hier die Texte, die sich mit den Folgen einer Arbeitsmigration von Frauen auseinandersetzten, und der Frage, ob Migration von Frauen im Vergleich zu der von Männern Verschiedenheiten aufweist,<sup>43</sup> weder Eingang in die wissenschaftliche Diskussion über Migration, noch in der öffentlichen Diskussion Beachtung gefunden haben.

Diese Frauenstudien entstanden zu einem Zeitpunkt, als in der deutschen Frauenbewegung die These von der Befreiung bzw. der Emanzipation der Frau durch außerhäusliche Erwerbstätigkeit einen wichtigen Stellenwert in der Debatte einnahm. Sie entstanden aber auch in einem politischen Klima, in dem die Migrationspolitik angesichts einer ökonomischen Krisensituation im Land restriktiver gehandhabt wurde. Durch den Anwerbestopp im November 1973 begrenzte man die Zuwanderung von Migrantinnen und Migranten und strebte parallel mit Hilfe des *Inländerprimats*<sup>44</sup> eine Verdrängung der ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer vom Arbeitsmarkt an. Weitere Regelungen kamen hinzu, wie der generelle Ausschluß vom Arbeitsmarkt bei erfolgter Arbeitslosigkeit, oder die Sperrung des Zugangs zu diesem für nachgereiste Familienangehörige, letzteres unter anderem auch, um eine Begrenzung des rechtlich nicht zu verhindernden Familiennachzuges zu erreichen.<sup>45</sup> Familienangehörige, die zur Ehepartnerin oder zum Ehepartner in die Bundesrepublik nachzogen, erhielten nun nicht mehr automatisch eine Arbeitserlaubnis. Eine solche konnte erst nach einer Wartezeit von 4 bis 5 Jahren erworben werden. Waren zuerst die Frauen eingereist und deren Ehemänner nachgefolgt, so erhielten letztere keine Arbeitserlaubnis mehr. Das veranlaßte Frauen immer wieder, ihre eigene Arbeitserlaubnis auf den Ehemann zu übertragen – was rechtlich möglich war –, mit der Konsequenz, nun selbst erwerbslos geworden zu sein. Und umgekehrt bekamen diejenigen Migrantinnen, die zu ihren Männern in die Bundesrepublik zogen, als Familienangehörige ebenfalls zunächst keine Arbeitserlaubnis. Somit stieg zwar die Anzahl der Frauen kontinuierlich – 1973 lebten 1.443.00 Migrantinnen,

---

<sup>43</sup> Morokvašić 1974; Castagnoli 1976; Jacobi 1976; Lucrezio 1976; Maros 1976; Mediavilla 1976; Morokvašić 1976; Nölkenmeier 1976; Ley 1979.

<sup>44</sup> Das *Inländerprimat* sollte die bevorzugte Behandlung und Vermittlung von Inländerinnen und Inländern an erster, sowie der von Arbeitssuchenden aus den Europäischen Ländern an zweiter Stelle, vor Arbeitssuchenden aus den restlichen Anwerbeländern ermöglichen.

<sup>45</sup> Bommers u. Scherr 1991:297.

1974 waren es 1.588.900 und Ende 1980 lebten bereits 1.657.600 Frauen aus den Anwerbeländern in der Bundesrepublik<sup>46</sup> – , die Gruppe der Erwerbstätigen unter ihnen nahm jedoch ab: Waren 1974 bis 1976 noch über 40 Prozent der Migrantinnen erwerbstätig, so sank diese Quote von 1977 bis 1982 auf 31,4 Prozent und ging bis 1988 auf 26,2 Prozent zurück.<sup>47</sup>

Zu dieser Zeit nahm die Auseinandersetzung um eine Erwerbstätigkeit unter den Migrantinnen selbst einen hohen Stellenwert ein. Während der ersten europäischen Migrantinnenkonferenz im Jahr 1974<sup>48</sup>, an der über 200 Frauen aus den verschiedenen Anwerbeländern teilnahmen, waren es überwiegend die Erwerbsarbeitsbedingungen in den Aufnahmeländern, die diskutiert wurden. Zum Abschluß der Konferenz verabschiedeten die Frauen ein Manifest<sup>49</sup>, das zwar mehrere Themenbereiche anschnitt, in dem jedoch der »*job security*« eindeutig Priorität zugewiesen wurde. Es war den Frauen bewußt, daß sie diejenigen waren, die aufgrund ökonomischer Zweckmäßigkeitserwägungen als erste ihre Arbeit verlieren würden, und daß ihnen dies mit Hilfe einer Nutzung des traditionellen Denkens, das den Frauen den Platz im *Heim* zuweist, auch noch schmackhaft gemacht werden sollte. »*More than any other group, we women suffer from the fluctuations of the labour market,*« schrieben sie in dem Manifest. »*The discrimination against us as migrants is even greater because of the regulations restricting changes of job.*« Von daher forderten sie »*the guarantee of every woman's right to work; it is unjust to use women as the »buffer« reserve of the economy*«. <sup>50</sup>

Die Konferenz wurde von den Medien in den Aufnahmeländern mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, da hier Migrantinnen zu einer Zeit öffentlich auftraten und erstmals selbst das Wort ergriffen, als die feministische Debatte über Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte, verbunden mit der politischen Forderung nach einem »*Recht auf einen Arbeitsplatz außerhalb des Hauses*«<sup>51</sup>, in der Öffentlichkeit sehr präsent war. Von daher trafen sich die Vorstellungen dieser Feministinnen nach Selbstverwirklichung im Beruf mit den ökonomischen Interessen der Migrantinnen, die in der Bundesrepublik das Geld mitverdienen wollten, welches ihnen eine Existenz im Herkunftsland und ihren Familien eine baldige Rückkehr ermöglichen sollte. Interessant ist, daß in den folgenden Jahren auf dieses Manifest der Migrantinnengruppe vor allem von den Beratungs- und Betreuungsverbänden immer

---

<sup>46</sup> Mehrländer 1981:572.

<sup>47</sup> Schulz 1992b:130.

<sup>48</sup> Sie fand im Februar 1974 in Zürich statt.

<sup>49</sup> Guyot u. a. 1978:97-110.

<sup>50</sup> Guyot u. a. 1978:101.

<sup>51</sup> Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e. V. 1978:6f.

wieder zurückgegriffen wurde, allerdings nicht auf die Forderungen nach einer Arbeitsplatzsicherung für Frauen, sondern auf diejenigen Teile des Textes, die von prekären familialen Situationen, mangelnder Gesundheitsversorgung sowie sozialen Probleme der Migrantinnen handelten. So konnten mit Hilfe authentischer *Stimmen von Betroffenen* Forderungen nach eigenständigen Betreuungseinrichtungen für Migrantinnen im Rahmen der Wohlfahrtsverbände mehr Nachdruck verliehen werden.

Es bleibt festzuhalten, daß Migrantinnen in den siebziger Jahren sehr wohl als erwerbstätige Frauen wahrgenommen wurden, und sie sich auch als solche zu Wort meldeten. Die Studien machten überwiegend auf die spezifischen Benachteiligungen der Frauen im Erwerbsleben aufmerksam und beschrieben auch den privaten Lebensbereich der Migrantinnen aus dieser Perspektive, da Emanzipation in der bundesrepublikanischen Feminismusdebatte zu jener Zeit als die Notwendigkeit des sich HerauslöSENS aus familialen Abhängigkeiten in der privaten Sphäre thematisiert wurde. Eine Erklärung, warum diese Untersuchungen in der Folgezeit weitgehend unberücksichtigt blieben, ist sicherlich, daß sie zu einer Zeit publiziert wurden, in der es kein vordringliches Ziel war, eine Erwerbstätigkeit von Frauen überhaupt zu fördern. So ging dann auch der exemplarische Charakter dieser Studien unter, die erstmals die doppelte Marginalisierung von Migrantinnen im sozialpolitischen wie im privaten Bereich thematisiert hatten, da sie keinen Eingang in die Diskussion über Migration fanden.<sup>52</sup>

### *Migrantinnen als Opfer patriarchaler Unterdrückung*

Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre wurde angeführt, es seien Gruppen aus der Frauenbewegung gewesen, die in den Stadtteilen, durch Projektarbeit verankert, die Situation der dort vorfindlichen Migrantinnen aufgegriffen und die besondere Unterdrückung dieser Frauen thematisiert hätten<sup>53</sup>. Dies habe in der Folge zu einer öffentlichen Debatte über die Lebensbedingungen jener Frauen geführt<sup>54</sup>. Es waren jedoch nur vereinzelte Initiativen, die sich damals bemühten, Migrantinnen in die autonomen Frauenzentren einzubeziehen, oder eine eigene Arbeit *für sie* aufzubauen. Des weiteren ist zu berücksichtigen, daß zu dieser Zeit die Gleichsetzung von *Migrantin* mit *türkischer Frau* erfolgte, und dies keineswegs nur, weil Frauen

---

<sup>52</sup> Siehe hierzu Frigessi in: Ley 1979:8.

<sup>53</sup> Flehmig 1979; Mansfeld 1979a+b.

<sup>54</sup> Hierzu muß vermerkt werden, daß Frauenbewegung und Frauenforschung – letztere entwickelte sich zu dieser Zeit in der Bundesrepublik erst in Ansätzen – vom politischen Anspruch her noch weitgehend als miteinander verwoben gesehen und gedacht wurden, und noch keine Ausdifferenzierung erfolgt war, so wie dies gegenwärtig der Fall ist.

aus der Türkei die größte Gruppe der Einwanderinnen bildeten und im Vergleich zu Frauen aus den anderen Anwerbeländern in der Öffentlichkeit sehr sichtbar waren. Die Lebenssituation von Migrantinnen wurde in der Öffentlichkeit so präsentiert, daß diese Frauen als *dreifache Opfer patriarchaler Unterdrückung* erschienen. Es wurde argumentiert, als Arbeiterinnen hätten sie die statusniederen Arbeitsplätze erhalten und seien in Krisenzeiten überwiegend von Arbeitslosigkeit betroffen; als Ausländerinnen und Minoritätsangehörige wären sie rechtlich diskriminiert und sozialen Diskriminierungen ausgesetzt, und als Frauen wären sie zusätzlich noch der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie der Ungleichheit in Familie und Beruf unterworfen.<sup>55</sup>

Diese Position wurde im Jahr 1981 während einer bundesweiten Konferenz für Ausländerfragen<sup>56</sup> erstmals mit Vertreterinnen und Vertretern kirchlicher und staatlicher Stellen öffentlich diskutiert. Das Thema stieß auf ein breites Interesse, und die Medien berichteten ausführlich darüber. Zu diesem Zeitpunkt begann sich eine Wende in der Diskussion um die Migrantin anzudeuten. Man sprach nicht mehr über die benachteiligte Arbeitsmigrantin, sondern mehr über die »Not« der immigrierten Frauen, die in der Öffentlichkeit nicht hätte wahrgenommen werden können, da die Frauen nicht sichtbar gewesen seien. Als Grund für deren Unsichtbarkeit wurde angeführt, daß durch die *»überwiegend patriarchalen Familienstrukturen in den Heimatländern der Gastarbeiter [...] in der Regel auch in der Bundesrepublik die Männer ihre Familien nach außen [vertreten]«*<sup>57</sup> würden. Daher seien diese Migrantinnen *»von der Außenwelt meist völlig abgeschnitten – durch Unkenntnis der deutschen Sprache, durch die Unkenntnis der neuen Lebensumstände in der Bundesrepublik, die so völlig anders als die in ihren Heimatländern [sind] und auf die sie niemand vorbereitet«*<sup>58</sup> habe. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde zwar eingestanden, daß solche Zuschreibungen nicht immer frei von paternalistischem Denken gewesen seien.<sup>59</sup> Sie wurden als Formulierung einer Position dennoch insofern verteidigt und betont, als die vergleichsweise deprimierenden Lebensbedingungen von Migrantinnen anders überhaupt nicht in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses hätten gerückt werden können.<sup>60</sup> Sicherlich haben engagierte Frauen aus der Frauenbewegung einen Anteil an

---

<sup>55</sup> Mansfeld 1979b; Bagana u. Burgsmüller 1980a; Rosen 1980b; Weische-Alexa 1980; Gürkan u. a. 1981; Münscher 1981; Rosen 1981.

<sup>56</sup> 36. Konferenz für Ausländerfragen der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema *»Ausländische Frauen«*. Vgl. hierzu die Dokumentation Huth 1982.

<sup>57</sup> Schneider 1981.

<sup>58</sup> Ebenda.

<sup>59</sup> Vgl. zur Kritik Kalpaka u. Rätzl 1985; Spohn 1986.

<sup>60</sup> Münscher 1985:5; Heinrich 1990a:27.

dieser spezifischen Diskussionsperspektive zu verzeichnen. In einer Zeit, in der das Private zum Politischen und in der feministischen Debatte unter anderem auch die Forderung nach Lohn für Hausarbeit erhoben wurde, war die Debatte um die privaten Lebensbedingungen der Migrantinnen für die Medien eine willkommene Möglichkeit, drastisch und anschaulich auf die Folgen einer Isolierung im privaten Raum hinzuweisen.

Es bestand jedoch noch ein weiteres Interesse, warum das Thema verstärkt aufgegriffen und in die Öffentlichkeit gebracht wurde.<sup>61</sup> Diese Thematisierung der Lebensbedingungen von Migrantinnen fand zu einem Zeitpunkt statt, als die Arbeitsplätze in der Bundesrepublik knapp geworden waren und Massenentlassungen anstanden. Durch die Setzung der *Not der Migrantin* als *Opfer privater Beziehungsstrukturen* konnte von der Migrantin als *Opfer ökonomischer Veränderungen* ablenkt werden. Das aus feministischer Perspektive gezeichnete Opferbild, das ge- bzw. zum Teil auch überzeichnet worden war, um auf die Notwendigkeit einer Veränderung der Verhältnisse für die Frauen im privaten Raum aufmerksam zu machen, konnte aus sozialökonomischer Perspektive auch genutzt werden, um Nichterwerbstätigkeit von Migrantinnen unhinterfragt als kulturelle Differenz zu setzen und so von der Verdrängung dieser Frauen aus dem Arbeitsmarkt ablenken.

### *Exkurs: Migration als ein Elend für die Frau*

In der Auseinandersetzung mit der Figur der Frau als Opfer der Migrationssituation gegen Ende der achtziger Jahre, bezogen sich die Kritikerinnen dieser Konstruktion<sup>62</sup> lediglich auf die Texte, die seit den späten siebziger Jahren entstanden waren<sup>63</sup>. Das ist in Zusammenhang damit zu sehen, daß bisher der Frage nicht nachgegangen worden ist, ob Geschlechterdifferenz schon vor der Beschäftigung mit Frauenmigration im Migrationsdiskurs thematisiert wurde und somit auch keine Diskursstränge gesucht worden waren, die zu einer früheren Zeichnung des Bildes von der Migrantin hätten führen können. Dabei hat gerade die Opferkonstruktion als Figur eines *Scheiterns an der Migrationssituation als einem Schicksal* sehr früh als Klischee Eingang in die Migrationsforschung gefunden, nämlich immer dann, wenn es eine Projektionsfläche zu finden galt, auf der die entstandenen Migrationsprobleme dramatisiert werden konnten. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts zeichneten

---

<sup>61</sup> Apostolidou 1981:20; Heinrich 1990a:27.

<sup>62</sup> Hebenstreit 1984b; Kalpaka u. Rätzzel 1985; Lutz 1986; Lutz 1989a+b und Broyles-González 1990.

<sup>63</sup> Hier wurden besonders die beiden Studien von Weische-Alexa 1977 und Baumgartner Karabak u. Landesberger 1978 in den Blick genommen, aber auch die Sichtweisen über Migrantinnen in den praxisbezogenen Texten der Sozialpädagogik einbezogen.

Thomas und Znaniecki<sup>64</sup> in ihrer berühmt gewordenen Studie über »*The Polish Peasant*« – die nicht ohne Einfluß auf den Migrationsdiskurs in der Bundesrepublik geblieben ist – ein solches Bild am Beispiel der zweiten Generation polnischer Einwandererfamilien in den USA. Diese Figur ist in der Folge immer wieder genutzt worden, um die Migrationssituation von Frauen zu beschreiben.<sup>65</sup> Auch die sich entwickelnde Rede über die Migrantin in der Bundesrepublik wurde wesentlich durch sie mitbestimmt, obwohl sich hierzulande kaum jemand direkt auf diese Studie bezogen hat. Es hat den Anschein, als habe sich die damals gezeichnete Figur verselbständigt, so daß es sinnvoll erscheint, diese in den zwanziger Jahren entstandene Figur von *Migration als einem Elend für Frauen* noch einmal in ihren Zusammenhang zu stellen.

Thomas und Znaniecki gingen bei ihrer Analyse der Lebensbedingungen damaliger Einwandererkinder polnischer Herkunft von einem starken Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern aus, da in der Migrationssituation an die Mädchen vergleichsweise höhere Anforderungen als an die jungen Männer gestellt würden. Nach ihren Beobachtungen unterlagen Mädchen einer weitaus strikteren sozialen Kontrolle, da in der fremden Umgebung auf deren Jungfräulichkeit besonders geachtet würde. Des Weiteren gaben die Autoren an, daß die Erledigung der Hausarbeit überwiegend alleinige Aufgabe der Mädchen sei und im Falle einer Erwerbstätigkeit die Abgabe des Verdienstes verlangt würde, was sie bei den Jungen so nicht beobachtet hätten. Nach Meinung von Thomas und Znaniecki hätten einige dieser Vorschriften im Herkunftsland zwar noch eine gewisse Berechtigung gehabt, so zum Beispiel die Abgabe des Verdienstes, da dieser »*went toward her future dowry or marriage outfit*«<sup>66</sup>, oder von diesem die ökonomische Sicherung der Familie mit bestritten werden mußte. Auch das Verbot vorehelicher Sexualität habe in der streng katholischen Herkunftsgesellschaft noch einen nachvollziehbaren Sinn gehabt, da dort die Ehe als einzig mögliche Lebensform für Frauen gegolten habe und eine Heirat nur ohne voreheliche Beziehungen möglich gewesen sei. Diese tradierten Sozialisationsanforderungen und zugehörigen Normen- und Verhaltenskodexe würden von den Mädchen und jungen Frauen im sozialen Kontext des Immigrationslandes nun nicht mehr als sinnvoll angesehen. Durch das Nachlassen sozialer Kontrolle seitens der Aufnahmegesellschaft könnten sich daher Vorstellungen von individuellen

---

<sup>64</sup> Thomas u. Znaniecki 1972; hier besonders S. 1800 bis 1827.

<sup>65</sup> Rosen stellte in ihrer Studie über Biographien türkischer Frauen heraus, daß die Autoren »*einige wesentliche Aspekte*« der Situation von Migrantinnen herausgearbeitet haben, die »*in einigen Bereichen auch noch einen Aussagewert für die gegenwärtige Diskussion besitzen*«. Rosen 1986:49.

<sup>66</sup> Thomas u. Znaniecki 1972:1800.

Chancen durch persönliche Unabhängigkeit entwickeln. Der in der Aufnahmegesellschaft beobachtete Liberalisierungsprozeß konfligiere jedoch mit den strikten Erziehungsanforderungen, die aus den Herkunftsfamilien weiterhin an die Mädchen gerichtet würden. Hinzu komme, daß sich die Einwanderergemeinschaft insgesamt als eine neue Gruppe im Migrationsland formiere, wobei sie Werte und Normen beider Kulturkreise beizubehalten bzw. zu adaptieren suche, und von daher als eine *Gruppe-im-Werden* noch nicht in der Lage sei, ihren Mitgliedern verbindliche Verhaltensregeln anzubieten. Dies führe insgesamt zu Verhaltensverunsicherungen und *individueller Desorganisation* in der Gemeinschaft,<sup>67</sup> die sich besonders in restriktiven Verhaltensnormen für die Mädchen und Frauen ausdrücke. Real würden jedoch beide Gesellschaftsbereiche – Gemeinschaft wie Aufnahmegesellschaft – den Frauen nur begrenzte, auf die traditionelle Rolle zugeschnittene Erfahrungsmöglichkeiten zubilligen. Diese ausweglose Situation könnten die Mädchen und jungen Frauen jedoch erst verstehen, wenn sie die Realität der amerikanischen Gesellschaft zu durchschauen begännen, die ihnen lediglich verspräche, durch individuelle Anstrengung alles erreichen zu können.

Nach Thomas und Znaniecki konnten die Mädchen in einer solchen Situation nur zwischen *Ausbruch* durch ein radikal-revolutionierendes Verhalten oder *Anpassung* wählen, wobei der erste Weg aufgrund der vorfindbaren Bedingungen überwiegend ein Abgleiten in die Amoralität zur Folge hätte, da in einer solchen Situation weder von der Gemeinschaft noch von der Aufnahmegesellschaft Hilfestellungen angeboten würde, und den jungen Frauen in letzter Konsequenz oft nur der Weg in die Prostitution übrig bliebe.<sup>68</sup> Oder aber sie würden sich anpassen und den für sie vorgesehenen Weg beschreiten, von dem sie selbst jedoch wüßten, daß er ihnen kein zufriedenstellendes Leben bieten könne, sondern eher »... *a more or less dissatisfied acceptance of the necessary practical limitations of her desires and of the more or less superficial rules of decorum*«<sup>69</sup>. Im Gegensatz zu den Erfahrungen im Herkunftsland sähen die Betroffenen jedoch auch die potentiellen Möglichkeiten eines anderen Lebens am Beispiel der amerikanischen Mädchen, die sich jedoch als ein Schein erweisen würden, da ihnen selbst weiterhin nur begrenzte, auf die traditionelle Rolle zugeschriebene Erfahrungen im Rahmen der Familie zugebilligt würden und somit der einzige Weg aus dem traditionellen Elternhaus über eine Heirat führe. Letztlich blieben die Mädchen somit ohne wirkliche Chance, die Mehrzahl von ihnen etikettiert und festgezurrert als zukünftige Familienfrauen, im traditionellen Familienelend erstickend, umgeben von einer freien auf Individualität begründeten liberalen Gesellschaft.

---

<sup>67</sup> Thomas u. Znaniecki 1972:1477.

<sup>68</sup> Thomas u. Znaniecki 1972:1802.

<sup>69</sup> Thomas u. Znaniecki 1972:1821.

Aus dieser Beschreibung heraus ließen Thomas und Znaniecki die Figur der depressiven, kranken Migrantin entstehen, deren Elend in der Migrationsituation begründet liege.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Materialgrundlage, auf der die beiden Sozialwissenschaftler ihre Konstruktion dieser tragischen *Figur des Scheiterns* aufbauten. Die Studie ist ein Abschnitt eines umfassend angelegten Werkes aus den Jahren 1918-1920. Das Gesamtwerk basiert auf einem breiten Spektrum persönlicher Dokumente, wie Briefe oder Autobiographien von Einwanderern. Grundlage der Situationsbeschreibungen der Mädchen und jungen Frauen sind hingegen Aktenauszüge, sowie Protokolle von Sozialhilfeeinrichtungen oder von Gerichten. Somit bezogen sich die Autoren in diesem Teil ihrer Analyse nicht nur auf Fallgeschichten aus zweiter Hand, sondern beschränkten sich darüber hinaus in ihrer Text-Auswahl auf öffentlich gewordene *auffällige Biographien*, mit deren Hilfe sie dann die für die weibliche Gruppe in der Migration verallgemeinernd beschriebene ausweglose Situation konstruierten. Dieses Vorgehen der Autoren wurde mittlerweile kritisch kommentiert. So monierte Kohli<sup>70</sup> bezogen auf diesen Abschnitt der Studie, daß die Autoren ihr Material, ohne auf den Entstehungskontext zu rekurrieren, einfach als etwas Gegebenes betrachtet hätten. Diese Methoden-Kritik hat bisher jedoch nicht dazu geführt, sich auch kritisch mit den Inhalten der Darstellung auseinanderzusetzen.

Die von den Autoren so konstruierte und verallgemeinerte Figur von *Migration als einem Elend für die Frauen* erhielt auch in Deutschland ihren festen Platz im Alltagsdiskurs über Migration und ist auch in der neueren Migrationsforschung, aber auch im feministischen Blick auf die Migrantinnen in vielen Variationen erhalten geblieben. Sie wurde zu einer Grundfigur im Bereich der Sozialpädagogik sowie in der entstehenden Migrantinnenbildungsarbeit, wobei auffällt, daß sie erst seit der intensiveren Beschäftigung mit Frauenmigration in den pädagogischen Praxisfeldern einen zentralen Stellenwert in der wissenschaftlichen Debatte einzunehmen begann.

### *Künstliche Hausfrauisierung.*

Wird der Blick, der seit Mitte der siebziger Jahre auf die Migrantinnen gerichtet wurde, in Zusammenhang mit der Änderung der damaligen Ausländerpolitik gebracht, so kann für die Bundesrepublik gesagt werden, daß weder die zunehmende Erwerbstätigkeit von Migrantinnen diese in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gerückt hatte, noch die Stimmen der Feministinnen allein ausgereicht hatten, um die Lebensbedingungen der Frauen zu

---

<sup>70</sup> Kohli 1981:278.

einem öffentlichen Thema zu machen. Entscheidender war die Tatsache, daß durch die ausländerrechtlichen Bestimmungen willkürlich eine neue Gruppe – die der *nichterwerbstätigen nachgezogenen Ehefrauen* – geschaffen worden war, die den Anstoß für eine Diskussion über die soziale Situation der Migrantinnen gegeben hat. Diese Gruppe war insofern künstlich geschaffen worden, als die Frauen nicht angeworben, sondern im Rahmen des Familiennachzuges in die Bundesrepublik eingereist waren, und ihnen aufgrund der rechtlichen Bestimmungen keine Arbeitserlaubnis zugestanden worden war.

Auch wenn diese Migrantinnen zum Zweck einer Familienzusammenführung in die Bundesrepublik eingereist waren, hieß das für sie nicht automatisch, daß sie sich im Aufnahmeland lediglich als Hausfrauen betätigen wollten. Die folgende Tabelle aus dem Jahr 1977 zeigt, daß sehr wohl ein Interesse an Erwerbstätigkeit bei den Frauen vorhanden gewesen ist.<sup>71</sup> Sie gibt den Wunsch nichterwerbstätiger Migrantinnen Mitte der siebziger Jahre wieder, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen, wenn es ihnen die rechtliche Situation erlaubte:

<i>Nationalität</i>	<i>Ja</i>	<i>Nein</i>	<i>Vielleicht</i>
Griechinnen	52	36	12
Italienerinnen	48	36	16
Jugoslawinnen	72	16	12
Türkinnen	80	8	12
<i>Alter</i>			
unter 25	90	10	-
25-35	48	35	17
35 und älter	66	18	16

Bei einem Großteil dieser zugereisten Frauen, und hier besonders bei den jungen Frauen, aber auch bei einem verhältnismäßig hohen Teil der über 35jährigen bestand also die Vorstellung, in der Bundesrepublik erwerbstätig sein zu wollen. Dieser Wunsch wird auch in späteren Studien immer wieder konstatiert, ohne daß er als ein Problem aufgegriffen wurde, das es zu lösen gelte. In einer von Mehrländer durchgeführten Repräsentativuntersuchung zur Nichterwerbstätigkeit von Migrantinnen betont diese, daß zwei Drittel der befragten Frauen eine grundsätzliche Erwerbsbereitschaft signalisiert und nur

---

<sup>71</sup> Absicht ausländischer Hausfrauen, sich dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen, in Prozent. Aus: Brandt 1977, Tabelle 11.

9,4 Prozent diese für sich abgelehnt hätten.<sup>72</sup> Diese Studie bezog sich in ihren Hypothesen auf die im Jahr 1977 von Brandt<sup>73</sup> für das Bundesfamilienministerium erstellte Situationsanalyse nichterwerbstätiger Migrantinnen, in der erstmals authentische Äußerungen nichterwerbstätiger Migrantinnen veröffentlicht und die Folgen aufgezeigt worden waren, die die rechtlichen Regelungen in der Folge des Anwerbestopps für das alltägliche Leben von Frauen mit sich gebracht hatten. Dennoch wurde auch in dieser Studie bei den zu treffenden Maßnahmen zur Verbesserung der Lebenssituation der befragten Frauen das Gewicht auf sozialpädagogische Maßnahmen zur Behebung der isolierenden Situation aufgrund des Hausfraudaseins gelegt.

### *Migrantinnen sind Mütter*

Auch die Studien von Brandt und von Mehrländer – beide als Auftragsarbeiten entstanden – müssen in Zusammenhang mit der damaligen Umbruchsituation in der Ausländerpolitik gesehen werden. Durch die Hinwendung zu einer Integrationspolitik gegenüber den Migrantinnen und Migranten – parallel zur beschriebenen Verdrängungspolitik als eigentlichem Hauptziel – richtete sich der Blick auf die schon anwesenden und verstärkt auf die neu hinzugezogenen nichterwerbstätigen Familienangehörigen der Arbeitsmigrantinnen und -migranten. In diesem Zusammenhang wurde das Problem der schulpflichtigen Kinder öffentlich gemacht, da die Schulen klagten, daß sie auf den raschen Zuwachs ausländischer Schülerinnen und Schüler nicht vorbereitet worden seien.<sup>74</sup> Erste Zahlen hierzu erschienen Mitte der sechziger Jahre. Im Schuljahr 1965/66 hatte das Sekretariat der Kultusministerkonferenz Daten zum Schulbesuch von Kindern aus Migrantenfamilien veröffentlicht. Zu diesem Zeitpunkt besuchten 24.000 Migrantenkinder in der Bundesrepublik eine Schule. Im Jahr 1968/69 stieg ihre Zahl auf 59.921 und erhöhte sich sprunghaft auf 246.956 im Jahr 1973/74 und auf 413.164 Kinder im Jahr 1978/79.<sup>75</sup> Hinzu kam, daß diese Kinder ihren Weg durch das deutsche Schulsystem großteils noch ohne deutsche Sprachkenntnisse und ohne eine frühkindliche Förderung in den vorschulischen Einrichtungen begannen und ihnen aufgrund dieser Situation eine »mangelnde Integrationsfähigkeit« zur Eingliederung in den schulischen Bereich zugeschrieben wurde. Zur Abhilfe dieser konstatierten Defizite wurden erste Konzeptionen in der Vorschul- und Schulpädagogik<sup>76</sup> entwickelt: die *Ausländerpädagogik* entstand.

---

<sup>72</sup> Mehrländer 1981:598.

<sup>73</sup> Brandt 1977.

<sup>74</sup> Vgl. Dohse 1981:304.

<sup>75</sup> Vgl. Siewert 1980:1090.

<sup>76</sup> Vgl. hierzu Auernheimer 1990 und Diehm 1993.

In der Öffentlichkeit wurde die Situation der Kinder zunehmend dramatisiert. So formulierte Bodenbender<sup>77</sup> im Jahr 1976, es entstünde ein Problem in Bezug auf die zukünftige Stabilität des Landes, wobei er das Bild vom »sozialen Zündstoff mit Zeitzünder«<sup>78</sup> gebrauchte. Im September 1979 stellte der damalige Ausländerbeauftragte der Bundesregierung Kühn<sup>79</sup> in einem Memorandum zur *Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien* die Schulsituation als einen »alarmierenden Befund« dar, »insbesondere im Hinblick auf die Zukunftsperspektiven von 1 Mio. ausländischer Kinder und Jugendlicher im Bundesgebiet«, die nach seiner Ansicht »umfassende Anstrengungen dringlich [mache], um größten individuellen und gesamtgesellschaftlichen Schaden abzuwenden«. Auch er befürchtete, daß – wenn sich nicht eine »rasche entscheidende Wende« für die nahe Zukunft abzeichnete – die Probleme unlösbar zu werden drohten und »verhängnisvolle Konsequenzen« zu befürchten seien.<sup>80</sup> Ein Blick auf die Zahlen der Jahre zwischen 1973 und 1980<sup>81</sup> verdeutlicht das Anwachsen der Migrantenkindergruppe und der jugendlichen Migrantinnen und Migranten seit dem Anwerbestopp im Jahr 1973:

Alter in Jahren	Ausländer aus europäischen Anwerbeländern			
	insgesamt		darunter aus der Türkei	
	1973	1980	1973	1980
	- in Tausend -		- in Tausend -	
unter 6	251,2	336,5	86,6	201,5
6 bis unter 10	118,3	266,9	37,5	142,6
10 bis unter 15	106,3	274,0	34,4	146,1
15 bis unter 21	253,9	312,0	76,8	172,5
Zusammen	729,7	1.219,4	235,3	662,7

Im sogenannten *Kühn-Memorandum* ging es vor allem um diese Kinder, für die »alle Chancen« geschaffen werden sollten, damit sie sich in die bundesrepublikanische Gesellschaft integrieren könnten. Der Schwerpunkt der vorrangigen integrativen Maßnahmen sollte daher »insbesondere auf die junge Generation ausgerichtet und dementsprechend vor allem im vorschulischen und schulischen Sektor und im Bereich der Berufsausbildung gesehen

<sup>77</sup> Ministerialdirigent im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.

<sup>78</sup> Bodenbender 1976:12/14, zit. nach Czock 1993:60.

<sup>79</sup> Kühn 1979.

<sup>80</sup> Kühn 1979:2.

<sup>81</sup> Trommer u. Köhler 1981:86.

werden«<sup>82</sup>. Die vorhandenen Angebote, wie auch die Nachfrage nach ihnen, waren für Kühn gleichermaßen unbefriedigend, da nach seiner Einschätzung »von den insgesamt rd. 260.000 ausländischen 3- bis 6-Jährigen im Bundesgebiet [...] mehr als 180.000 allein auf die familiäre Erziehung angewiesen« (damals knapp zwei Drittel, CHH) seien. Noch ungünstiger stellten sich für ihn die Verhältnisse in Bezug auf Kinderkrippen und Tagespflegestätten für Kinder bis zum Vorschulalter dar.<sup>83</sup> Die Ursachen der Probleme im vorschulischen Bereich sah er zwar auch im mangelnden Platzangebot und den »unvorbereiteten Einrichtungen«, die ihren Integrationsaufgaben nicht genügen. Weitaus wichtiger waren für ihn jedoch die »offensichtlich subjektiven Hemmnissen seitens der ausländischen Eltern«, die ihre Kinder aus persönlichen Gründen nicht in die Einrichtungen schicken würden.

Wegen des Nebeneinanders von staatlichen, kirchlichen, freien gemeinnützigen und privaten Trägern können für die gesamte Bundesrepublik keine exakten Zahlen über den Besuch von vorschulischen Betreuungseinrichtungen gegeben werden. Ein Versuch der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung, Zahlen zu ermitteln, ergab, daß im Jahr 1980 nur 132.900 Migrantenkinder eine vorschulische Einrichtung besuchten, also 50,5 Prozent der betreffenden Altersgruppe. Eine Repräsentativuntersuchung der Friedrich-Ebert-Stiftung ermittelte jedoch zu dieser Zeit, daß 92 Prozent aller verheirateten Migranten und Migrantinnen mit Kindern unter sechs Jahren es begrüßen würden, wenn ihre Kinder die Gelegenheit hätten, eine solche vorschulische Einrichtung zu besuchen.<sup>84</sup> Von daher scheint es fraglich, ob der damalige ungenügende Besuch dieser Einrichtungen durch die Migrantenkinder allein auf die von Kühn angegebenen Berührungsängste in den Familien zurückzuführen ist. Indem die Fehlentwicklung in Bezug auf die Ausbildungschancen der Migrantenkinder und -jugendlichen ausschließlich als eine fehlende Integrationsleistung der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien angesehen und beklagt wurde, konnte von der mangelhaften Sozialpolitik gegenüber dieser Gruppe abgelenkt werden. Indem die Verantwortung für diesen Zustand als eine individuelle festgeschrieben und an die Migrantenfamilien abgegeben wurde, brauchte das unzureichende Betreuungsangebot nicht als eine der möglichen Hauptursachen dieses Zustandes thematisiert zu werden. Die nichterwerbstätigen Ehefrauen der ausländischen Arbeitnehmer war dabei die Gruppe, der die meisten Widerstände gegenüber der Aufnahmegesellschaft zugeschrieben wurden. Deshalb waren diese Frauen auch die zukünftigen Adressatinnen für die aus dieser Zuschreibung abgeleiteten

---

<sup>82</sup> Kühn 1979:16/17.

<sup>83</sup> Kühn 1979:18/19.

<sup>84</sup> Bischoff u. Teubner 1991:134/5.

sozialpädagogischen Maßnahmen.<sup>85</sup> Kühn forderte in seinem Memorandum, daß »der besonderen Problemlage der ausländischen Familien im Hinblick auf die ungewohnte Lebensumwelt, auf Erziehungs- und Bildungsprobleme der Kinder und auch im Hinblick auf die durch die Orientierung am Herkunftsland gegenüber den hiesigen Verhältnissen zumeist sehr abweichend geprägten Rolle der Frau [...] nicht zuletzt – wenigstens für eine Übergangszeit – mit einem verstärkten Angebot beratender und aufklärender Hilfen Rechnung getragen werden [muß] [...]. Die im vorschulischen Bereich liegenden Chancen, die familiäre Erziehung auch auf die integrativen Ziele hin zu unterstützen, haben für die ausländischen Familien [daher] besonderes Gewicht, weil sie infolge ihrer eigenen problembelasteten Situation ohne entsprechende Hilfe selten in der Lage sind, ihre Kinder auf die gegenüber ihren Heimatländern durchweg wesentlich anderen Lebensverhältnisse in der Bundesrepublik ausreichend vorzubereiten.«<sup>86</sup> So sollten »weiterführende Maßnahmen« insbesondere an den genannten »neuralgischen Punkten auf der Elternseite«<sup>87</sup> ansetzen und intensiv vorangetrieben werden. Es sollte »eine erhebliche Steigerung der Besuchsquoten der ausländischen Kinder in den Vorschuleinrichtungen« angestrebt werden, »namentlich durch intensive Aufklärung und Beratung der Eltern, insbesondere im Hinblick auf ihre Ängste vor einer familiären und kulturellen Entfremdung ihrer Kinder und ihrem Unverständnis gegenüber dem Wert und den Zielen einer besonderen vorschulischen Erziehung, sowie ihrer entsprechenden Einbeziehung in die Arbeit der Einrichtungen, wobei der diesbezüglichen Motivierung der ausländischen Mütter ein besonderes Gewicht [zukomme].«<sup>88</sup>

Insbesondere das gegenüber den Verhältnissen in der Bundesrepublik stark abweichende Rollenverständnis der Gesamtfamilie, sowie innerhalb der Familie die besondere Stellung der Frau und der Kinder, zwingt zu einer intensiven Beschäftigung mit diesen Fragen und einer entsprechenden Ausrichtung der integrativen Maßnahmen, da »die generelle, praktisch alle Lebensbereiche umfassende Problemlage der ausländischen Familien [...] sie auf beratende Hilfe besonders angewiesen sein [läßt]«<sup>89</sup>. Dieser Bereich erschien Kühn so wichtig, daß »für die werbende Elternarbeit [...] neben Kräften der Träger der Vorschuleinrichtungen auch die allgemeinen Beratungsdienste und ebenso die Medien und staatlichen Stellen aktiviert werden«<sup>90</sup> sollten. Als Folge dieser Situation faßte die Bundesregierung auch unter Bezug auf

---

<sup>85</sup> Kühn 1979:19.

<sup>86</sup> Kühn 1979:18.

<sup>87</sup> Kühn 1979:19.

<sup>88</sup> Kühn 1979:19.

<sup>89</sup> Kühn 1979:19.

<sup>90</sup> Kühn 1979:20.

das Kühn-Memorandum am 19. März 1980 *Beschlüsse zur Weiterentwicklung der Ausländerpolitik*<sup>91</sup>, in denen sie die soziale Integration der zweiten und dritten Ausländergeneration als eine gesellschaftspolitische Schwerpunktaufgabe in den Mittelpunkt ihrer zukünftigen Integrationspolitik stellte. Die Integrationsbemühungen sollten sich dabei auf sämtliche Lebensbereiche der ausländischen Kinder und Jugendlichen richten und deren soziales Umfeld mit einbeziehen. Diese Beschlüsse sind als die Grundlage anzusehen, auf der in der Folgezeit spezifische Migrantinnenfördermaßnahmen projiziert und durchgeführt wurden, und die in der Folge eine eigene Sozial- und Bildungsarbeit für Migrantinnen entstehen ließen.<sup>92</sup>

Rückblickend bleibt festzuhalten, daß die Lebenssituation von Migrantinnen zwar erstmals von engagierten Feministinnen *sichtbar* gemacht wurde, so daß die Frauen nicht mehr so einfach als *ausländischer Arbeitnehmer* in der öffentlichen Diskussion untergehen konnten; im Alltagsdiskurs wurden die Frauen jedoch weiterhin nicht als eigenständige Personen, sondern vorrangig in der Rolle der Ehefrau eines ausländischen Arbeitnehmers gesehen. So wurde die Migrantin vom *Gastarbeiter* zur *Ehefrau des Gastarbeiters* und ihre Lebenssituation als die einer *nichterwerbstätigen ausländischen Ehefrau* festgeschrieben. Gestützt durch Studien – wie die von Brandt und Mehrländer – wurde sie in einer ihr zugeschriebenen, *gegenüber den hiesigen Verhältnissen sehr abweichenden Rolle als Frau* (Kühn) gesehen, als ein Defizitwesen, das aus staatlicher Sicht nicht in der Lage sei, den eigenen Kindern Hilfen zur Integration in die Aufnahmegesellschaft zu geben. Es ist zu vermuten, daß die Differenzierung der Migrantenfamilie von einer Beschreibung des Arbeitnehmers und *seiner* Familie hin zu einer geschlechtsspezifischen Differenzierung, in der dann auch die Frauen in den Blick kamen, nicht vorgenommen worden wäre, wenn nicht die Gruppe der nichterwerbstätigen Ehefrauen ausländischer Arbeitnehmer durch ausländerrechtliche Bestimmungen künstlich erzeugt und die Migrantenkinder aufgrund der konstatierten Integrationschwierigkeiten als eine Problemgruppe festgeschrieben worden wären. Seitdem wurde das Konstrukt *ausländische Frau* zwar differenziert und begonnen, in erwerbstätig oder nichterwerbstätig, alleinstehend oder familienbezogen zu unterscheiden. Doch von Interesse blieben dabei primär die Frauen mit Kindern, und auch nur dann, wenn diese nicht im Herkunftsland geblieben, sondern in die Bundesrepublik mit eingereist waren. Auch weiterhin wurden weniger die Frauen als Personen in den Blick genommen, wie am Beispiel der Bildungsprogramme aufgezeigt wurde, sondern es interessierte,

---

<sup>91</sup> Beschlüsse der Bundesregierung 1980.

<sup>92</sup> Langenohl-Weyer u. Rosen 1979a+b; Rosen 1979. Vgl. hierzu auch Münscher 1985; Rosen u. Stüwe 1986; Heinrich u. a. 1990a+c.

ob die Migrantinnen Kinder als Säuglinge oder im Vorschul- und Schulalter oder als jugendliche Heranwachsende in ihrem Haushalt zu versorgen hatten.